

Altes und Neues vom sutselvischen Märchenerzähler Gieri la Tschepa

Autor(en): **Blanke, Huldrych**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Monatsblatt : Zeitschrift für Bündner Geschichte, Landeskunde und Baukultur**

Band (Jahr): - **(1996)**

Heft 5

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-398672>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Huldrych Blanke

Altes und Neues vom sutselvischen Märchen- erzähler Gieri la Tschepa

Gieri la Tschepa alias Grischott

«Stretg a pintg» sei Gieris heimatliche Welt gewesen, weit und reich an Phantasie die Innenwelt, die ihm geschenkt war, schreibt *Steffan Loringett* in der Einleitung zu den von ihm aufgezeichneten Märchen des sutselvischen Geschichtenerzählers.¹ Doch dürfen wir uns Gieris äussern Lebenskreis auch nicht als allzu «klein und eng» vorstellen. Es war eine – vom bergbäuerlichen Jahreslauf – bewegte Welt, die verschiedene Stationen kannte. Zwar liegt Farera (Ausserferrera), wo er am 12. Mai 1836 geboren wurde², in einer Mulde im schmalen Eingang zum Averstal (1300 m ü.M.). Zu seiner Heimat gehörte aber auch die einstmals ganzjährig bewohnte, auf 1660 m ü.M. gelegene Siedlung Cresta-Farera, wo die Familie ein kleines Berggut bewirtschaftete und wo der Blick weit in die Ferne schweifen konnte. Ein dritter Aufenthalt auf halber Höhe sollte Gieris liebster werden: das in einer Waldlichtung gelegene Maiensäss La Tschepa, das ihm den Übernamen gab. (Eigentlich hiess er Gieri Grischott.)

Aufgefordert, aus seinem Leben zu erzählen, erzählt Gieri von tödlichen Bedrohungen, denen er viermal ausgesetzt war: das erste Mal kurz nach der Geburt, als sich die Schnur am Nabel wieder löste; fast wäre der «pop» verblutet, hätte die Mutter das fliessende Blut nicht noch im letzten Moment entdeckt; das zweite Mal (wie ihm ebenfalls später die Mutter erzählte) mit sieben Monaten, am Stephanstag auf Cresta. Eine Schar Kinder (an die 12 sollen es gewesen sein) spielte in der Stube, in der Gieri in der Wiege lag. Da kam die Lawine und stiess das solid gezimmerte kleine Haus den Hang hinunter. Zwei der Kinder fielen in den Keller, die andern wurden mitsamt der Stube weggetragen und wieder abgesetzt; sie blieben wie durch ein Wunder alle unverseht. Das dritte Mal war Gieri in Lebensgefahr in seinem siebenten Jahr, als eine Grippeepidemie das Tal heimsuchte. Viele wurden dahingerafft. Auch Gieri erkrankte, durfte sich aber wieder erholen. Das vierte Mal fügte er sich als Zimmermann auf der Alp Samada³ eine lebensgefährliche Wunde zu. Ein Schlag mit der Breitaxt, die ihm ent-

glitt, traf ihn ins Bein. Das Blut floss in Strömen. Zweimal, zuerst auf der Alp, dann in der Säss La Tschepa, wo sie ihn hintrugen, gelang es seinem Götti, den Blutfluss mit Hilfe von «Wörtern» (Bannsprüchen?) zu stillen, wobei er, als er in der Aufregung die «Wörter» nicht mehr fand, ein «Buch» zu Hilfe nehmen musste («Das 6. und 7. Buch Moses»?). Zur Heilung der Wunde verhalf ein Kraut (dessen Name Gieri vergessen hat), das seine Frau in Andeer besorgte. Die Blätter wurden in lauwarmen Wein getaucht und «mit dem Rücken» auf die Wunde gelegt. 14 Tage später konnte er wieder das Vieh austreiben.

Weit über die Grenzen seiner Heimatgemeinde Farera ist Gieri nicht hinausgekommen. Hie und da zog er in die Dörfer am Hinterrhein, wo er die Holzgefässe (Gebesen u.a.), die er nebenbei verfertigte, zum Verkauf anbot. Zweimal war er auswärts im Militärdienst, einmal in Thun, ein anderes Mal im Wallis. Bei dieser Gelegenheit hat er seine paar Brocken Deutsch gelernt.

Gieri war verheiratet mit Kunigunda geb. Mani.⁴ Von zehn Kindern sind den Eltern vier geblieben; drei leben in Farera, ein Sohn, der bis zum Kriegsbeginn jährlich einen Zustupf schickte, ist nach Kalifornien ausgewandert.

Mit seinen 80 Jahren sehnt sich Gieri darnach, sterben zu dürfen. Wie der «schocher» (Schächer) zur Rechten Jesu am Kreuz (Lk 23, 39–43) ist er sich mancher Schuld bewusst. Wie dieser bittet er in Demut seinen Herrn: «Erinnere dich meiner, wenn du im Paradiese sein wirst.» Nichts wünscht er sich sehnlicher, als ebenfalls bald die Worte hören zu dürfen: «Noch heute wirst du mit mir im Paradiese sein.» Er stirbt am 7. Juni 1922, in seinem 87. Lebensjahr.

Die Märchen des Gieri la Tschepa sind in doppelter Hinsicht bedeutsam: als Dokument einer Minderheitssprache und -kultur, die innerhalb einer Minorität – der rätoromanischen – eine Minderheit bildet: die sutselvische; als Dokument einer «Weltsprache», der Symbolsprache des Märchens.

Dokument einer Minderheitssprache

Die Sutselva – die Sprachregion der Romanen am Hinterrhein, die heute am Schamserberg, wo noch etwa ein Viertel (250⁵) ihrer Angehörigen lebt, ihre letzte Bastion hat – kam erst spät, in höchst bedrängter Lage, zu einer eigenen Schriftsprache. Nach verschiedenen vergeblichen Versuchen, die Schreibweise des Surselvischen auch in der Sutselva einzuführen, beschloss 1944 eine Konferenz sutselvischer Lehrer in Scharans – unter Anleitung des italienischen Emigranten und Sprachwissenschaftlers Giuseppe Gangale –, das eigene Idiom zur Schriftsprache zu erheben.⁶ Es war dies der Kulminationspunkt einer sprachlichen «Erweckungsbewegung», die im Gefolge der «romani-



Farera/Ausserferrera (1300 m ü.M.) zur Zeit Gieri la Tschepas. Im Hintergrund Piz Grisch (3062 m ü.M.) und Crap la Maza, im Vordergrund zwei Touristinnen (aus dem Touristenheim Grischott-Etter?). (Foto: Archiv «Tgea da Schons», Schamser Talmuseum, Zillis)

schen Renaissance» (seit etwa 1886, der Gründung der Societad Retorumantscha) auch in der Sutselva in Gang gekommen war und bereits erste literarische Früchte gezeitigt hatte (Tumasch Dolf und Schamun Mani).

Kann vordem von einer sutselvisch geschriebenen Literatur auch nicht die Rede sein, so war es doch keine kulturlose Zeit gewesen. Es gab die mündliche Erzählkultur – und es gab sie in reichem Mass, wie die heute in Band XIV der «Rätoromanischen Chrestomathie» von Caspar Decurtins⁷ vorliegenden Zeugnisse sutselvischer Sprüche, Sprichwörter, Sagen, Märchen und Volkslieder bestätigen. Diese waren seit 1913 von den beiden Schamser Lehrern **Steafan Loringett** und **Tumasch Dolf** in der damals noch intakten sutselvischen Sprachlandschaft «Val Schons» gesammelt worden. Infolge des Tods des Auftraggebers Decurtins (1916) erschienen sie zunächst in zwei Ausgaben der Annalas da la Societad Retorumantscha (1919 und 1929⁸) und sollten erst 1985 als Abschluss des Chrestomathie-Neudrucks ins grosse Sammelwerk Aufnahme finden.

Aus dem von Loringett und Dolf im Schams gesammelten mündlichen Volksgut ragen die Märchen des Gieri la Tschepa hervor. Mit Schulwissen nicht überladen (wahrscheinlich war er Analphabet⁹), war ihm eine ursprüngliche, naive Erzählbegabung geschenkt, die die in der «Erzählgemeinschaft des Dorfes»¹⁰ ererbten Märchen getreulich weiterzugeben wusste.

«Las praulas digl Gieri la Tschepa en screttas suenter plaid par plaid sco el las ha raquintau», bezeugt Steafan Loringett, Gieris Protokollant.¹¹ Wie hat Loringett das zustande gebracht – in einer Zeit



Gieri la Tschepa mit der Bevölkerung von Farera (ca. 1920). (Foto Archiv «Tgea da Schons», Schamser Talmuseum, Zillis)

(1916), die noch keine technischen Hilfsmittel kannte?, fragt man sich verwundert 80 Jahre später. **Bartolome Tscharner**, Regionalmitarbeiter der Leia Rumantscha am Hinterrhein (und untern Vorderrhein)¹², ist dem Rätsel auf die Spur gekommen. Er fand im ehemaligen Stall, dem heutigen Magazin der Tgea da Schons (des Schamser Talmuseums in Zillis) in Schachteln, die den schriftlichen Nachlass Steafan Loringetts enthalten, ein schwarzes Wachstuchheft mit rotem Schnitt, das mit Stenogrammschrift vollgeschrieben war. Was ein erster Einblick zu Tscharners Erstaunen ergab, wurde in der Folge vom Kurzschriftspezialisten Simon Tschurr bestätigt: Es handelte sich um die Nachschrift der Märchen des Gieri la Tschepa – in deutscher Sprache! Offensichtlich hatte Loringett Gieris Erzählung, um sie stenographisch festhalten zu können, unmittelbar ins Deutsche übersetzt und so notiert (mit Ausnahme von ein paar seltenen, deshalb romanisch in Normalschrift geschriebenen Wörtern), wie man nicht ohne Befremden zur Kenntnis nimmt. Dennoch dürfte die ungewöhnliche Protokollmethode unter den gegebenen Umständen zweckmässig gewesen sein. Sie ermöglichte dem Schreiber, jegliche Unterbrechung des Erzählstromes zu vermeiden.¹³ Auch darf angenommen werden, dass Loringett sein Notat sobald wie möglich – solange er Klang, ja Wortlaut von Gieris Erzählung noch im Ohr hatte – wieder ins Sutselvische zurückübersetzte.

Loringetts Dokument sutselvischer Volkskultur ist u. E. in einem zweifachen Sinn bedeutsam: als zuverlässiges Beispiel der einst auch in der romanischen Sutselva blühenden Erzählkultur; als Zeugnis einer «Ursprache», das, trotz der besonderen Umstände seiner Entstehung, auch sprachlich nicht ohne Bedeutung ist.



Cresta-Farera (1660 m ü.M.) zur Zeit Gieri la Tschepas. Die lawinengefährdete Zone befindet sich am nordöstlichen Dorfrand (rechts oben im Bild, wo auch das Dach des damals betroffenen Hauses zu sehen ist). (Foto: Archiv «Tgea da Schons», Schamser Talmuseum, Zillis)

1. In Loringetts Aufzeichnung ist eine letzte Blüte aus dem sutselvischen Garten des einstmals blühenden «Märchenlandes Rätomania»¹⁴ überliefert und dies mit bemerkenswerter Sorgfalt. Loringetts Absicht, Gieris Erzählung so getreu wie möglich zu übermitteln, ist augenfällig. Er glättet nicht und schmückt nicht aus. Auf jegliche Ergänzung – poetisierender, psychologischer oder gar moralisierender Art – wird verzichtet. Die Erzählung bleibt ungehobelt in ihrem Urzustand belassen: in ihrer ursprünglichen, nüchternen Schlichtheit¹⁵, die ihre grundlegenden (fast möchte man sagen «archetypischen») Strukturelemente sichtbar werden lässt.

2. Vermag Loringetts Aufzeichnung auch linguistischen Ansprüchen nicht zu genügen, für den Liebhaber hat sie auch sprachlich ihren Reiz. Offensichtlich gab sich Loringett, der 1916 über eine sutselvische Schriftsprache noch nicht verfügte, alle Mühe, Gieris Erzählung nicht nur wort-, sondern auch lautgetreu wiederzugeben. Die Faszination des Ursprünglichen, die dem Sutselvischen an sich eignet, wird so in besonderer Weise spürbar: die Kraft, ja Poesie einer nichtzivilisierten Sprache, die ihre ursprüngliche, raue Musikalität bewahrt hat.¹⁶

Dokument einer Weltsprache

Die Märchen des Gieri la Tschepa sind nicht nur ein wertvolles Dokument einer Minderheitssprache und ihrer Kultur, sie sind auch ein Dokument einer Universalsprache: der Symbolsprache, die in Märchen, Mythen und Träumen zum Menschen spricht und ihm, wie die



Das Maiensäss La Tschepa mit kleiner Scheune. Im Hintergrund der ehemalige Stall Gieri la Tschepas, der heute zur Jagdhütte ausgebaut ist. Die Hütte, in der Gieri hauste, steht nicht mehr. (Foto: H.B.)

Tiefenpsychologie erkannte, bedeutungsvolle Weisung für seinen Lebensweg vermittelt.

Es sei dazu einer der zur Zeit bekanntesten Märcheninterpreten zitiert, Eugen Drewermann, der mit seinen kenntnisreichen Auslegungen der Grimm-Märchen hilfreiche Anregung für die persönliche Märchendeutung geben kann.¹⁷ «Obwohl ursprünglich an Erwachsene gerichtet, sind die Märchen, diese Überreste aus den Kindertagen der Menschheit, dem Verständnis von Kindern eigentümlich verwandt. Ihre Sprache ist die Sprache der Träume, ihre Symbolik fusst in der archetypischen Bilderwelt des Unbewussten, und so bedarf es einer Art kindlichen Nachträumens, einer neuen Unmittelbarkeit der Einfühlung und des Erlebens, um als Erwachsener die Märchen zu verstehen... Sie beschreiben in zeitlosen Bildern den mühsamen Weg, den es kostet, von einem Kind zu einem Erwachsenen zu werden; sie schildern die Belastungen und Schwierigkeiten, die jemand aus den Eindrücken seiner Kindheit ins Leben mitnimmt und in irgendeiner Weise überwinden muss; sie zeigen, wie das Ich eines Erwachsenen sich aus seiner seelischen Einseitigkeit und Starre lösen und zu sich selbst finden kann; und in all dem vermitteln sie den Mut, trotz aller Angst und Schuldgefühle an die Berechtigung des eigenen Lebens zu glauben und bedingungslos der Wahrheit des eigenen Herzens zu folgen. So sind die Märchen in sich selbst Wegweiser und Richtmarken des Unbewussten.»

Zweifellos sind auch die Märchen Gieri la Tschepas in diesem Sinn bedeutsam. Der Wunsch, sie in einer deutschen Übersetzung vorzufinden, ist deshalb angebracht. **Leza Uffer**, der bewanderte Erforscher der rätoromanischen Märchenwelt, ist ihm nachgekommen und

hat bereits 1973 – in «Rätoromanische Märchen»¹⁸ – eine Reihe von Gieri-Märchen in deutscher Sprache vorgelegt. Diese ist allerdings unvollständig. Von den sechs grossen – mehrere Buchseiten umfassenden – Märchen Gieris bringt Uffer drei¹⁹, von den vier kleinen, die nur das Gerüst der Erzählung bieten, ebenfalls drei²⁰. Im Sinne einer Ergänzung wird deshalb hier ein eigener Übersetzungsversuch hinzugefügt.²¹ Auch dieser ist von zwei Absichten geleitet (aber vielleicht in neuer Reihenfolge): Gieris Erzählung so les- und brauchbar wie möglich, zugleich so treu wie möglich wiederzugeben. Das letztere geschieht im Bewusstsein, dass sich das Ursprüngliche und Lebendige einer «Ursprache» in eine andere, insbesondere eine Bildungssprache nicht übersetzen lässt. Bestenfalls kann es gelingen, eine Spur der ursprünglichen Naivität zu bewahren.

Randbemerkungen

Schliesslich sollen noch ein paar Randnotizen, die sich bei Lektüre und Übersetzung von «Is dus frars, ca faschevan ils negoziants» ergaben, Erwähnung finden (ohne die gelegentlichen Einfälle zur Interpretation, die der Phantasie der einzelnen Leserin und des einzelnen Lesers überlassen bleiben muss). Zum Titel: Eigentlich hätte uns ein Titel wie «Der einfältige Michel» besser gefallen. Nicht «Die beiden Brüder, die Kaufleute waren», Vater und Onkel, sind ja die Hauptpersonen des Märchens. Hauptperson ist eindeutig der «Dummling», der sich noch einem andern Gesetz verpflichtet weiss als dem des Kaufens und Verkaufens. – Zum Inhalt: Zwar lassen sich verwandte Motive in andern Märchen und in der Bibel finden, doch ist uns die Fabel selber anderwärts noch nicht begegnet. Da der Übersetzer ein Märchen-Amateur ist – als erzählender Grossvater ist er mit der Sammlung der Gebrüder Grimm vertraut; darüber hinaus ist seine Märchenkenntnis zufällig und punktuell –, darf er es allerdings nicht wagen, «Die beiden Brüder...» als sutselvisches Sondergut zu bezeichnen.

Von den einzelnen Motiv-Verwandtschaften sollen die folgenden Erwähnung finden: 1. im Blick auf das Alte Testament: der grosse Fisch, der Michel verschlingt und ausspeit – der Prophet Jonas in Jona Kap. 1 und 2; die Fangfrage vom geraubten Lamm – David und der Prophet Nathan in 2. Sam. Kap. 11 und 12; die geforderte, dann verhinderte Opferung des Sohnes – Abraham und Isaak in 1. Mos. Kap. 22; 2. im Blick auf die grimmsche Märchensammlung: die hilfreiche Bedeutung des Fuchses in «Der goldene Vogel», wo dieser ebenfalls als Ratgeber und Reittier erscheint.

Zum Namen «Michel» ist anzumerken, dass er im Original erst in der zweiten Hälfte genannt wird. Es schien dem Übersetzer jedoch sinnvoll, ihn schon in der ersten Hälfte einzuführen. Andere geringfü-

gige Ergänzungen, die in der Übersetzung sprachlich oder inhaltlich notwendig erschienen, werden jeweils in Kursivschrift wiedergegeben. Ausdrücke, die im Wortlaut des Originals übernommen sind (weil sie – z. B. als Germanismen – als solche verständlich sind), sind zwischen einfache Anführungs- und Schlusszeichen gesetzt.

DIE BEIDEN BRÜDER, WELCHE KAUFLEUTE WAREN

Ein Märchen von Gieri la Tschepa. Aus dem Sutselvischen von H.B.

Es waren einmal zwei Brüder, die waren Kaufleute. Einer von den beiden hatte einen Sohn, Michel. Als dieser erwachsen war, schickte ihn der Vater mit dem Onkel nach «Engeland», um Ware einzukaufen. Als sie dort angekommen waren, gingen sie in ein Wirtshaus – um einen Schnaps zu trinken, wie ich annehme –, dann schlenderten sie durch die Stadt. Dabei verloren sie sich aus den Augen. Der Jüngling ging eine Strasse entlang und kommt gerade dazu, wie sie einen Toten durch die Strassen schleppen. Er schaut *eine Weile* zu, dann wendet er sich zur Seite und geht dort weiter. Da begegnet ihm dasselbe noch einmal. Er schaut zu und lässt es noch einmal vorüberziehen und geht an einen andern Ort. Und wiederum, zum dritten Mal, geschieht dasselbe. Jetzt fragt er, warum sie diesen Menschen durch die Strassen schleppen. Weil er Schulden habe, war die Antwort. Ob sich diese nicht lösen liessen, fragt er. «Gewiss, das wäre schon möglich», antworteten sie. Da zog er sein Geld hervor und bezahlte die Schuld des Toten, und jene gingen hin und bestatteten ihn.

Mit der Zeit fand er seinen Onkel wieder und erzählte ihm alles. Dieser schalt ihn, aber nun war bezahlt und war nichts mehr zu machen, und so kehrte Michel unverrichteter Dinge nach Hause zurück. Dort waren sie ebenfalls sehr ungehalten – die Ware liessen sie kommen, wie ich annehme –, dennoch durfte er weiterhin im Geschäft verbleiben.

Als die Ware aufgebraucht war, schickte ihn der Vater noch einmal mit dem Onkel *auf die Reise*, doch gebot er streng, dass er nicht wieder Dummheiten machen dürfe wie das letzte Mal. Er solle die Ware einkaufen und dann mit dem Onkel zurückkommen.

Und sie brachen auf und gelangten in jenes Land, wo sie ihre Einkäufe zu besorgen pflegten. Und wiederum geschah es, dass sie getrennt wurden. Der Jüngling ging *allein weiter* und kam in ein grosses «cartier» (in ein Hotel, oder wie du es nennen magst). Da hört er zwei schöne Stimmen singen. Er geht ihnen nach, tritt ein und schaut und lauscht. Es waren zwei Mädchen, die sangen. Und diese Mädchen waren geraubt und hieher gebracht worden. Der Jüngling fragte, ob diese beiden Mädchen nicht gekauft werden könnten, und erhielt zur Ant-

wort: Doch, dazu seien sie da; sie wollten sie verkaufen. Da kaufte er sie, alle beide. Er nahm sie mit, suchte und fand den Onkel wieder und sagte ihm, dass er diese Mädchen freigekauft habe. Der Onkel schalt ihn, doch weiter war nun nichts mehr zu machen. Michel kehrte also mit den Mädchen und mit dem Onkel nach Hause zurück. Als er ankam, schimpfte auch der Vater; mit dieser Ware wusste er nichts anzufangen. Doch waren es schöne Mädchen, und alle, auch der Vater, wurden bald vertraut miteinander, ja es ergab sich, dass Michel sich in eine der beiden verliebte. Es sollte gleich die Rechte sein, die Edle, und sie kamen soweit, dass sie heirateten.

Bald darauf sagte er zu seiner Frau, dass er jetzt gehen wolle, um Ware einzukaufen. Da freute sie sich und sagte, sie werde ihm eine Fahne machen. Sie war eine geschickte Stickerin und machte sich daran, eine Fahne mit Buchstaben anzufertigen, welche ein wenig leuchteten, und mit diesen schrieb sie ihren Namen auf das Tuch. Dann sagte sie, wenn er so weit gereist sei, dass er den Turm *von Engeland* sehen könne, dann solle er sie hissen. Sie wusste, dass ihr Vater mit dem Fernrohr aus jenem Turm schauen würde. Dieser Vater war ein König, wie ich noch anfügen muss.

Und so geschah es. Der König schaute aus und sah die Fahne, die den Namen seiner Tochter trug. Er las den Namen und verstand die Botschaft und sandte eine Kompanie Soldaten, um das Schiff ehrenvoll zu empfangen. Als diese zum Salut mit ihren Büchsen feuerten, erschrak Michel sehr (du kannst das ändern, bist gescheiter als ich), doch als er an Land ging, wurde er feierlich begrüsst, und sie führten ihn zum Schloss des Königs, und dieser empfing ihn mit allen Ehren und fragte, wohin er gehe und was er vorhabe?

Michel antwortete, dass er gekommen sei, um Waren einzukaufen. Das lasse er seine Sorge sein, sagte darauf der König, das werde er schon selber tun, und kaufte soviel, dass ein Schiff fast bis an den Rand gefüllt wurde.

Als Michel sich auf den Heimweg machte, sagte der König, er solle mit seiner Tochter wiederkommen und mit dem andern Mädchen, welches die Kammerjungfer sei. Und er gab ihm ein Geleit mit, das ihn auf dem Weg hin und zurück beschützen sollte. So trat Michel frohgemut die Heimreise an und kam wohlbehalten an und wurde von seiner Frau empfangen, der seine Rückkunft durch das Gerücht bereits bekannt war. Und dieses Mal war auch sein Vater zufrieden mit ihm und hatte nichts zu schimpfen.

Und sie bereiteten sich vor – seiner Frau ging es nicht schnell genug –, in das Reich des Königs zurückzukehren. Dann machten sie sich auf den Weg und bestiegen das Schiff.

Unter der Geleittruppe aber war einer, ein Offizier, der die Königstochter ebenfalls gern *zur Frau* gehabt hätte. Nun geschah es, als sie

schon weit draussen auf dem Meer waren und Michel Wasser lösen musste, dass sie beide allein auf Deck waren. Da kommt der Offizier und stösst den Michel hinab ins Meer.

Als Michel in den Fluten trieb, kam ein Fisch geschwommen, der ihn verschlang. Und er schwamm mit ihm zu einer Wüste *und spie ihn da ans Land*, und Michel wusste nicht, wie er sich helfen sollte.

Hier blieb er eine Zeit lang, ernährte sich von Beeren, harrte aus und machte sich Gedanken.

Es war an einem heissen Tag, als er gerade von seinen Beeren ass, da hörte er eine Stimme, die ihn beim Namen ruft: «Michel.» Er schaut sich um und sieht niemand. Er wartet eine Weile, da hört er die Stimme wieder, doch niemand ist zu sehen. Erst als die Stimme zum dritten Mal ruft, erblickt er einen Fuchs und fragt: «Bist du es, Fuchs, der ruft?», und dieser bejaht. Der Fuchs ruft ihn! Sie kommen zusammen und reden miteinander. Der Fuchs fragt: «Würdest du gerne nach Hause gehen?» Michel bejaht und der Fuchs fügt hinzu: «Morgen heiratet deine Frau. Er wollte früher Hochzeit halten, aber deine Frau war nicht einverstanden.» Sie werde ein Jahr lang Trauer tragen für ihren Mann, sagte sie, da gab er nach.

Dann sagte der Fuchs: «Wenn du bereit bist, den Gewinn, den du im nächsten Jahr erzielst, mit mir zu teilen, dann bringe ich dich nach Hause.» Michel war einverstanden, und der Fuchs sagte, er solle ihm wie einem Pferd auf den Rücken steigen, und nun ging es in grossen Sprüngen bis zum Königspalast, wo alles für die Hochzeit am Tag darauf gerüstet war.

Der Fuchs sagte: «Nun gehst du hinein und fragst, ob sie nicht eine Arbeit für dich hätten – Holz oder Wasser in die Küche tragen –, dann lässtest du dir etwas zu essen geben.» Er tat so. Er trug Holz und Wasser herbei, und die Frauen gaben ihm etwas zu essen.

Manchmal kam die Braut in die Küche hinaus. So war sie gerade dabei, als sie den Rahm schlagen wollten. Sie hatten das Butterfass aufgestellt, doch ging der Stössel schwer. Da sagte der «schlamperet», dass sie ihn stossen lassen sollten. Das liessen sie ihn gerne tun. Dabei begann er zu schwitzen, und wie von ungefähr wischt er sich mit einem Lümplein in die Haare. Da sieht die Braut das Muttermal, wie es ihr Michel hatte, und sie geht sogleich zu ihrem Vater und sagt: «Vater, das ist mein Michel!» Und der Vater geht in die Küche hinaus und fragt, wie er heisse und anderes, und sie kommen zum Schluss, dass er der Rechte sei.

Darauf kehrte der König in den Saal zurück, wo alle versammelt waren, und sagt, er brauche ihren Rat, er müsse ein Urteil fällen. Es sei auf dem Meer ein Schiff gewesen, und einer habe einen andern ins Wasser gestossen, um ihm ein Schaf zu stehlen, und er allein sei kaum imstande, diesem das Urteil zu sprechen. Da meldete sich der Bräutigam:

«Da wisse er schon zu helfen. Dieser habe verdient, von einem Pferd in vier Stücke zerrissen zu werden.» Da sagte der König: «Nun denn – du bist der Mann! Du hast den Mann meiner Tochter ins Wasser gestossen, um sie ihm wegzunehmen, und jetzt hast du dir selbst das Urteil gesprochen.» Und er liess sogleich vier Pferde holen, um ihn in Stücke zu zerreißen. Und so ist es geschehen, und die Hochzeit begann von neuem mit dem Michel, der eine gute Figur machte an seinem Fest.

Unterdessen kam die Zeit, da mit dem Fuchs zu teilen war. Eines Tages, als Michel mit dem Büblein, das sie bekommen hatten, eben in der Kammer war und auf dem Kanapee ein wenig ruhte, hört er ein Klopfen an der Tür und ruft «herein». Da kommt ein Fuchs herein und sagt, er sei gekommen, um seinen Anteil am Gewinn zu holen. Michel steht auf und holt, *was er beiseite gelegt hat*, und schüttet alles auf den Tisch, einen Haufen Geld, aber der Fuchs sagt, das alles sei nicht das, was zu teilen sei. Da geht der Michel und bringt noch mehr, aber der Fuchs wiederholt, das alles sei nicht das, was sie gewonnen hätten, und er zeigt auf die Wiege und sagt: «Dies ist unser Gewinn.»

Da nimmt Michel seinen Sohn aus der Wiege, breitet das Deckbett auf den Tisch, nimmt ein Schwert zur Hand und sagt zum Fuchs: «So komm denn her, dann teile ich.»

«Teile das Büblein nicht!» ruft jetzt der Fuchs, «ich will keine Teilung. Ich bin jener Tote, den du in Engeland freigekauft hast, so dass sie meinen Leib ruhen lassen mussten. Und du warst in der Wüste und kamst nicht mehr fort von dort. Und ich sah es und habe dir geholfen. Und du hast mir geholfen! So lassen wir eins fürs andere gelten. – «Pietigot!»» Damit verliess er ihn und ging nach Hause.

¹ «Las praulas dil Gieri la Tscheppa» (in: Rätoromanische Chrestomathie, Bd. XIV, S. 73–78; s. Anm. 7) und «Digl Gieri la Tscheppa» (in: Las badoias digl Gieri la Tscheppa, S. 3–6; s. Anm. 8).

² Im Kirchenbuch von Farera (das am 1. Januar 1876 beginnt und als einziges erhalten ist) ist beim Eintrag von Gieri Grischotts Todestag am 7. Juni 1922 als Geburtsdatum der 8. Mai vermerkt. – Diese und andere Auskünfte verdanke ich Frau **Anna Elisabeth Anderfuhren**, Pfarrerin von Avers, Calantgil und Farera, Herrn **Johann Peter Grischott**, Kirchenvorsteher in Farera – Gieri Grischotts Enkel – und Dr. **Giachen Grischott**, Farera, der die Begegnungen mit Gieri in seiner Kindheit in lebhafter Erinnerung behalten hat.

Gieri selber überliefert sein Geburtsdatum mit folgenden Worten: «Ia sunt naschia 1836. Is 12 da matg, sco ve via segl bigliet da cumejn, schiglio savevi nut. Is meas savevan ear nut.» «Ich wurde 1836 geboren, am 12. Mai, wie ich auf dem Geburtsschein der Gemeinde gesehen habe. Sonst wüsste ich es nicht. Die Meinen wussten es auch nicht.» (Chrestomathie Bd. XIV, S. 76; s. Anm. 7.)

³ So in «Las badoias digl Gieri la Tscheppa», 1967 (s. Anm. 8). Im Urtext der Chrestomathie heisst der Ort des Unglücksfalls **Starlera** – das ist ein Tal mit Alp, das sich von Calantgil (Innerferrera) gegen Osten hinzieht. Mit «**Samada**» korrigierte Loringett offenbar ein Missverständnis. Von der Alp Starlera aus hätte man nicht in La Tscheppa, sondern im Dorf Calantgil, das näher lag, erste Zuflucht gesucht. Von Samada aus – einer zwischen Calantgil und Farera gelegenen Alp – war La Tscheppa hingegen in Kürze zu erreichen.

⁴ Der Name ist dem Kirchenbuch von Farera entnommen.

⁵ Gemäss Volkszählung 1990.

⁶ Vgl. dazu: **Stefan Loringett**, «Digl Rumàntsch an Schons», in: Heimatbuch Schams/Cudasch da Schons, Chur 1961, S. 333ff.; **Curo Mani**, Einleitung zum Pledari Sutsilvan, Cuirà 1977; **Martin Cantieni/Curo Mani/Bartolome Tschärner** u. a., Das Schamsertal, seine Geschichte, Sprache und Musik, Donat 1992; **Huldrych Blanke**, «Igl Marcus sutsilvan. Pintga istorgia digl Pled da Dieu sutsilvan», in: Evangelii suainter Marcus. Versiùn sutsilvana, Donat 1992.

⁷ Rätoromanische Chrestomathie, hgg. von **Caspar Decurtins**, 1896–1919, Reprint Bd. I–XIII Chur 1982–84. Zu Bd. XIV (Reprint Chur 1985) vgl. das folgende. 1986 erschien noch der Registerband XV.

Anmerkungen

- ⁸ Annadas XXXIII und LXIII mit Sonderdruck «La tradiziun populara da Schons», 1929. – Eine Besprechung der Märchensammlung Loringetts von **Gian Bundi** – mit Inhaltsangabe der einzelnen Märchen und Übersetzung von «Igl ani d'or» – erschien 1934 im Schweiz. Archiv für Volkskunde, Bd. XXXIII («Gieri la Tschepa aus dem Bündnerischen Schamsertal und seine Märchen»). – 1967 publizierte Loringett eine Auswahl von Gieri-Märchen für Kinder in sutselvischer Schriftsprache: *Las badoias digl Gieri la Tschepa, Ovra svizra da lectira par la giuvantetgna*, Turi-Cuira.
- ⁹ So Curo Mani in: *Das Schamsertal...*, a.a.O., S. 30.
- ¹⁰ Diese wird konkret-anschaulich, z.T. noch aus eigener Erfahrung, geschildert bei **Leza Uffer**, *Rätoromanische Märchen und ihre Erzähler*, Basel 1945, S. 20–23 (Schriften der Schweiz. Gesellschaft für Volkskunde, Bd. 29). – Vgl. auch **Mario Vargas Llosas** Roman «Der Geschichtenerzähler» (Frankfurt a. M., 1990), der die Bedeutung, die das Erzählen als «Gedächtnis der Gemeinschaft» bei den Machiguengas-Indios am obern Amazonas hat (hatte), in packender Weise vor Augen führt.
- ¹¹ *Chrestomathie* Bd. XIV, a.a.O., S. 77. «Die Märchen des Gieri la Tschepa wurden Wort für Wort, so wie er sie erzählt hat, aufgeschrieben.»
- ¹² In 7433 Donat am Schamserberg.
- ¹³ Man vergleiche die von Uffer (in: *Rätoromanische Märchen und ihre Erzähler*, a.a.O., S. 8f.) geschilderten Umstände, die zu seiner und Loringetts Zeit mit der Aufnahme mündlicher Erzählung verbunden waren. Uffer selber ist es – nach vergeblichen Versuchen mit einer «rätoromanisierten» Stenographie – gelungen, «die vollständige Wiedergabe der Erzählungen in Korrentschrift sicherzustellen». «Dazu waren zwei Bedingungen zu erfüllen. Einerseits musste sehr rasch geschrieben werden, andererseits war es notwendig, gewisse Kürzungen des geschriebenen Wortbildes vorzunehmen. Diese Kurzformen wurden teilweise aus der Stenografie entlehnt, teilweise wurden eigene Zeichen und Kürzungen für etliche immer wiederkehrende Wörter, wie Namen, Ortsbezeichnungen, Redensarten usw. bereitgestellt. Die letzte, modernste und wohl beste Art der Aufnahme von Volkserzählungen wäre zweifelsohne jene auf Schallplatten oder Stahlband.»
- ¹⁴ Vgl. Leza Uffer, «Von den rätoromanischen Märchenerzählern», S. 260–265, in: *Schweizer Volksmärchen*, hgg. von **Robert Wildhaber** und **Leza Uffer**, Köln 1970.
- ¹⁵ Dazu eine Beobachtung von Leza Uffer (in: *Rätoromanische Märchen*, S. 272; s. Anm. 18). «Typisch vor allem für das bündnerromanische Märchen der Rheingebiete ist das «far curtas» – kurzen Prozess machen. Es passt irgendwie zur schon besprochenen «Entzauberung» vieler rätoromanischer Märchen, zu ihrem rationalistischen Empfinden. Wir stossen auf dieses «far curtas» besonders immer wieder in den Märchen gerade der bewussten Märchenerzähler wie Barba Plasch, Gieri la Tschepa und Jachen Filli. Es findet seine stilistische Entsprechung in der eher wortarmen Erzähltechnik dieser Meistererzähler.»
- ¹⁶ Als Beispiel sei ein Abschnitt aus dem Märchen «Is dus frars, ca faschevan ils negoziants» (das hier in deutscher Übersetzung folgt) zitiert: Michel gibt sich seiner Braut zu erkennen (*Chrestomathie* Bd. XIV, a.a.O., S. 98f.). «La spusa gneva mintgatant or ain tgadafia. I vevan lujea da far la gromma (se dretg en fest par scunflar la gromma). Ma quella suolva nava vess. Allora ha'l getg que schlamperet, tgi degian schar trer ear el questa panaglia. I han od da schar trer. Allora ha'l antschiat a suar, ad el va se ascheia cu gl man cun en huderet ve pis tgavels a la spusa era gest là ain tgadafia, ad ella vezza ch'el veva qua la noda cogl seas Michel veva, a va dabot aint ti bab a gi: «Bab, quei é meas Michel.» Ad i bab vean or ad ampiara, sco el vegi num, a vignan schi anavant, tgi vezzan ca gl' é richti.»
- ¹⁷ Vgl. die in den letzten Jahren im Walter Verlag Olten erschienene Reihe: **Eugen Drewermann**, *Grimms Märchen tiefenpsychologisch gedeutet*. Von Drewermanns zahlreichen Märchendeutungen scheint uns jene vom «Goldenen Vogel» besonders gelungen. Das Zitat ist der Einleitung zu diesem Band entnommen, S. 5. – Weitere anregende tiefenpsychologische Märchendeutungen sind u. a. zu finden in Mario Jacoby/Verena Kast/Ingrid Riedel, *Das Böse im Märchen*, Fellbach 1978; Marie-Louise von Franz, *Der Schatten und das Böse im Märchen*, München 1985; Bruno Bettelheim, *Kinder brauchen Märchen*, Stuttgart 1980. – Aufschluss über die Verwandtschaft, die die rätischen Märchen in ihren Grundmustern mit jenen anderer Kulturen verbindet, gibt die Arbeit von **Kurt Derungs**, *AMALIA oder Der Vogel der Wahrheit, Mythen und Märchen aus Rätien im Kulturvergleich*, Chur 1994.
- ¹⁸ Letzte Auflage (12.–24. Tsd.) Köln 1990.
- ¹⁹ Jacob und Joseph; Die Geschichte von der Laterne; Der Vater, der seine Tochter heiraten wollte; es fehlen: *L'istorgia da quel ca luvrava nuidas*; *Is dus frars, ca faschevan ils negoziants*; *Ena donna sco general* (eine Burleske).
- ²⁰ Der Prinz Ludovic; Die Geschichte vom Waldbruder; Der Sohn, der drei Nächte an des Vaters Grab wacht; es fehlt: *Igl ani d'or*.
- ²¹ Die weitem, bisher unübersetzten Märchen von Gieri la Tschepa sollen, falls möglich, in einer spätern Nummer folgen.

Huldrych Blanke, Meierweg 33, 7000 Chur

Adresse des Autors